

LOUIS
BEGLEY

Hugo Gardners
neues Leben

Roman Suhrkamp



LOUIS
BEGLEY

Hugo Gardners
neues Leben

Roman Suhrkamp



Louis Begley

Hugo Gardners neues Leben

Roman

Aus dem amerikanischen Englisch von Christa Krüger

Suhrkamp

*Für Anka, immer
Und wieder für Grisha*

*In Meergewölben ward uns Aufenthalt
Bei Nixen in rotbraunen Seetangs Winken,
Bis Menschenlaut uns weckt und wir ertrinken*

T. S. Eliot, »Das Liebeslied von J. Alfred Prufrock«

Inhalt

Cover

Titel

Widmung

Motto

Inhalt

I

II

III

IV

V

VI

VII

VIII

IX

X

XI

XII

Informationen zum Buch

Textnachweis

Impressum

Hinweise zum eBook

I

Ich wollte gerade zum Lunch gehen, da klingelte das Telefon. Auf dem Display wurde eine New Yorker Nummer angezeigt, die ich nicht kannte. Ich zuckte die Achseln: Was soll's. Ich gehe ran.

Ist Hugo Gardner zu sprechen?

Eine schwer einzuordnende Stimme. Schroff, jemand, der es nicht darauf anlegte, angenehm zu klingen. Vielleicht ein Spendeneinwerber für pensionierte Polizeichefs.

Wer ist am Apparat?

Rechtsanwalt William Sweeney. Ist Hugo Gardner zu sprechen?

Ich gab mich zu erkennen und fragte, was ich für ihn tun könne.

Ich vertrete Ihre Ehefrau, Mrs. Valerie Gardner. Werden Sie von einem Anwalt vertreten?

Ich weiß nicht, ob ich verstehe. Warum fragen Sie, ob ich einen Anwalt habe? In welcher Angelegenheit vertreten Sie meine Frau?

Ich kann einen Fall nicht mit einer Partei besprechen, die schon von einem Anwalt vertreten wird, das werden Sie verstehen. Jedenfalls wäre es besser, wenn ich mit Ihrem Anwalt spräche.

Besser wäre es, wenn Sie mir erklärten, worum es hier eigentlich geht. Je abhängig von Ihrer Auskunft würde ich womöglich meinen, ich brauchte einen Anwalt oder auch nicht. Also bitte, fangen Sie an.

In Ordnung, Hugo. Soweit ich weiß, ist Ihre Frau ein paar Tage verreist, geschäftlich unterwegs. Richtig?

Ich wollte diesen Herren eigentlich bitten, mich mit Mr. Gardner anzureden. Stattdessen sagte ich: Ja, das ist richtig.

Mrs. Gardner möchte sich scheiden lassen. Sie hat mich gebeten, Sie davon in Kenntnis zu setzen und darauf zu dringen, dass Sie sich einen Rechtsbeistand sichern, damit die Sache schnell und glatt über die Bühne gehen kann. Das ist der Grund für meinen Anruf. Ihre E-Mail-Adresse

lautet hugo.gardner1932@gmail.com, sagte mir Mrs. Gardner. Wenn das korrekt ist, schicke ich Ihnen gleich im Anschluss an unser Telefonat eine Mail mit meinen Kontaktdaten, damit Ihr Anwalt sich mit mir in Verbindung setzen kann.

Einen Moment, bitte, sagte ich. Was soll das heißen: Meine Frau will sich von mir scheiden lassen? Das ist mir ganz neu.

Sie hat sich schon gedacht, dass Sie sich überrascht geben würden. Sie wünscht die Scheidung wegen unmenschlicher Behandlung, und sie macht das Zerrüttungsprinzip geltend. Dass sie recht hat, werden Sie wohl zugeben.

Den Teufel werde ich tun.

Wir wollen nicht streiten, Hugo. Sie erhalten eine E-Mail von mir. Danach erwarte ich eine Nachricht von Ihrem Anwalt.

Er legte auf.

Ich hatte vorgehabt, allein in meinem Club zu Mittag zu essen und dann in eine Fotografie-Ausstellung im MOMA zu gehen. Beides konnte warten. Zwölf Uhr fünfzehn. Also neun Uhr fünfzehn in San Francisco. Ich rief Valerie auf ihrem Handy an. Sie war keine Frühaufsteherin. Ich nahm an, sie würde im Fairmont in ihrem Bett frühstücken. Ich ließ es mehrmals klingeln. War sie im Bad, oder hatte sie beschlossen, den Anruf nicht anzunehmen, als sie sah, dass ich der Anrufer war? Aber nein, sie antwortete. Ein müdes: Ja.

Hallo, Valerie, sagte ich, ich habe gerade eine sehr merkwürdige Unterhaltung mit einem Mann namens Sweeney hinter mir. Er behauptet, dass er Anwalt ist und dass du dich scheiden lassen willst. Was ist los?

Was los ist, hat dir Bill Sweeney gerade gesagt. Ich kann nicht mehr mit dir leben. Lieber würde ich sterben. Ich will die Scheidung *le plus vite possible*.

Warum sie es nützlich fand, französische Brocken in die Unterhaltung einzustreuen, war mir schleierhaft. Das Ganze war mir schleierhaft.

Ich glaube, ich träume, antwortete ich. Vor zwei Tagen bist du abgereist. Mit dem Morgenflieger. Nach einem sehr herzlichen Abschied. In der Nacht davor hatten wir uns geliebt. Jedenfalls schien es dir zu gefallen. Ich

habe dir erzählt, dass ich Karten für Eugen Onegin besorgen wollte, und du hast gesagt: tolle Idee. Karten für dich und mich. Was ist denn zwischen vorgestern und heute passiert? Soll dies ein schlechter Scherz sein?

Passiert ist, dass ich mich letzten Dienstag von dir habe ficken lassen, wie gewöhnlich, wenn ich Ruhe brauche vor einer Reise, bei der beruflich etwas für mich auf dem Spiel steht. Verstehst du, was das heißt? Achtest du überhaupt auf irgendetwas? Merkst du jemals, was um dich herum vorgeht? Weißt du nicht, dass man mit dir lebt wie mit einer Leiche? Nicht mal wie mit einem Zombie. Mit einer Leiche, die noch nicht unter der Erde ist! Ich kann dich nicht ausstehen, seit Jahren schon kann ich dich nicht mehr ausstehen. Weißt du das denn nicht, du Blödmann?

Nein, nichts davon weiß ich. Warum hast du nichts gesagt, bevor du mir Mr. Sweeney geschickt hast?

Machst du Witze? Damit du mir wieder drei Stunden lang auseinandersetzt, wie sehr ich mich irre? Es ging nicht anders.

Tatsächlich, sagte ich. Kennen die Kinder deine Gefühle? Wissen sie, dass du an Scheidung denkst?

Barbara kennt meine Gefühle bestimmt. Hältst du sie für schwachsinnig? Dass ich dich definitiv verlasse, habe ich ihr noch nicht erzählt, aber Roddy wird sie eingeweiht haben. Er hat Bill Sweeney empfohlen.

Aha, sagte ich, zog einen Stuhl unter der Küchenarbeitsplatte hervor und setzte mich.

Aha, wiederholte ich. Und wie sehen deine nächsten Schritte aus?

Das war eine dumme Frage, merkte ich, aber ich hatte geredet, ohne nachzudenken, wie auf Autopilot geschaltet.

Ich fahre nächsten Mittwoch wieder in die City zurück. Am Donnerstag gegen elf Uhr möchte ich in die Wohnung kommen, um Kleider und ein paar andere Dinge zu holen. Du bist dann besser nicht da. Mrs. Perez kann aufpassen, dass ich mich nicht am Familiensilber der Gardners vergreife. Du solltest deinen Anwalt mit Bill Sweeney bekannt machen. Du wirst wohl diesen Idioten Weinstein engagieren, nehme ich an.

Als die Kanzlei, die für meinen Vater und später auch für mich gearbeitet hatte, ihre Abteilung für Trusts und Vermögensverwaltung schloss, hatte Larry Weinstein es übernommen, sich um mein Testament und die Trusts zu kümmern, die ich für die Kinder eingerichtet hatte. Mein Steuerberater hatte ihn empfohlen, und Larry bewährte sich, er war sogar deutlich intelligenter als sein Vorgänger, ein alberner Squash spielender Yalie. Mrs. Perez war unsere Haushälterin. Zufällig hatte sie mir ein paar Stunden zuvor mitgeteilt, sie habe ihre Periode und werde nicht zur Arbeit kommen. Heute war Donnerstag. Mrs. Perez' Perioden konnten sich hinziehen, aber trotzdem, bis nächsten Donnerstag ... Wenn sie dann immer noch unter irgendeinem neuen Vorwand ausfiel, würde ich in der Wohnung auf Valerie warten. Vielleicht würde ich in jedem Fall da sein. Es hing davon ab, was Larry sagte.

Ich schaffte es, einen Abschiedsgruß zu krächzen, und legte auf. Was hätte ich auch noch sagen sollen.

Kein Witz, sagte Larry, als er sich meine Geschichte angehört hatte.

Ich war am selben Nachmittag noch zu ihm gegangen, gleich von meiner Lieblings-Hamburger-Kneipe aus, wo ich mir einen Cobb-Salat von tausend plus Kalorien, ein Fassbier und einen doppelten Espresso zuführte. Zur Hölle mit dem Kalorienzählen. Selbst wenn ich ein, zwei oder drei Pfund zunahm, war ich immer noch dünn genug. Und ohnehin scherte sich keiner um meine Gürtellinie, oder? Ich hatte geplant, im Club zu Mittag zu essen, aber der Gedanke, am Mitgliedertisch zu sitzen und mit meinen Nachbarn Konversation zu machen, stieß mich ab. Ich trank meinen Kaffee, zahlte die Rechnung und machte mich auf den Weg zu Larrys Büro.

Ich gab keine Antwort, also sagte er es noch einmal: Kein Witz. Und Sie hatten keinen Schimmer?

Ich schüttelte den Kopf.

Hat sie einen anderen?

Keine Ahnung, erwiderte ich. Mich trifft es wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Wenn da ein anderer ist, hat sie sich's nicht anmerken lassen. Ich

bin nicht misstrauisch, das sollte ich dazusagen. Wahrscheinlich würde ich es als Letzter merken. Ich möchte Sie etwas fragen. Sie kennen meinen Sohn Rod. Ich weiß noch, dass Sie mein Testament und den Trust mit ihm durchgegangen sind.

Larry nickte.

Finden Sie plausibel, was er getan hat? Dass er seiner Mutter einen Scheidungsanwalt besorgt, ohne mir etwas davon zu sagen? Ohne darauf zu bestehen, dass sie ihm freistellt, mir Bescheid zu geben?

Das ist merkwürdig, erwiderte Larry. Wundert mich nicht, dass es Sie aufbringt. Zu seiner Verteidigung: Vermutlich hat er gedacht, er würde Ihnen beiden einen Gefallen tun, wenn er seiner Mutter Bill Sweeney empfiehlt. Bill wirkt ruppig, aber er ist kompetent und alles in allem vernünftig. Sie hätte sich jemanden aussuchen können, der sehr viel übler ist.

Verstehe. Und was jetzt?

Valerie ist eine sehr energische Person. Für mich klingt es, als habe sie sich entschieden, so dass es sinnlos ist, eine Versöhnung oder Vermittlung zu versuchen. Sweeney wird Sie auffordern, einer Trennung zuzustimmen. Wenn Sie die Vereinbarung unterschreiben, wird es möglich – falls Sie keinen Einspruch erheben, und warum sollten Sie das tun? –, die Scheidung einvernehmlich einzureichen. Das Scheidungsurteil kommt dann ziemlich schnell durch.

Ohne dass ich ihr einen Scheidungsgrund gegeben habe?

Er lachte. Im Staat New York gilt die schuldunabhängige Scheidung. Sie haben mir erzählt, was Sweeney sagte: unmenschliche Behandlung – das heißt, Sie haben sie schlecht behandelt – und Zerrüttung der Beziehung. Nach dem New Yorker Scheidungsrecht ist das gut genug – oder schlimm genug. Wie Sie wollen. Ich habe Ihnen erklärt, dass sie eine Trennungsvereinbarung anstreben werden. Anschließend werden Sie hören, wie viel Geld sie verlangt, welche Möbel, Kunstgegenstände und so weiter. Der Rest, also die Schuldfrage, ob Sie wirklich ein Monster sind und so weiter, ist dann irrelevant.

Geld?

Sicher wird sie Geld verlangen, vielleicht Alimente, vielleicht eine Abfindung, vielleicht beides.

Selbst wenn es ihre Idee ist und ich nichts angestellt habe, weder Ehebruch begangen noch sie verprügelt, geschlagen oder angebrüllt habe? Ich brülle nicht.

Er nickte.

Und damit muss ich einverstanden sein?

Nein, aber wenn Ihre Frau entschlossen ist und Sweeney es ihr nicht ausredet, werden Sie ihr am Ende einen erheblichen Anteil dessen, was sie verlangt, zugestehen oder einen Rosenkrieg mit ihr anfangen, der womöglich vor Gericht entschieden wird.

Das würde ich wohl nicht wollen. Und sie?

Schwer zu sagen. Sie meinen, Ihre Frau habe Sie nicht gewarnt. Das kann gut bedeuten, sie hat einen anderen, und dieser andere hat das Heft in der Hand. Was immer sie verlangt, wird bis zu einem gewissen Grad verhandelbar sein, aber dass sie und Sweeney ein glattes Nein hinnehmen, bezweifle ich.

Ich überlegte und sagte, er habe wahrscheinlich recht.

Sind Sie in der Lage, mich in den Verhandlungen gegen sie zu vertreten, fragte ich. Und übernehmen Sie solche Fälle?

Ja auf beide Fragen, antwortete er. Sie war nie meine Mandantin, also entsteht kein Konflikt für mich. Sie ist nur eine Begünstigte in Ihrem Testament, das Sie übrigens schleunigst ändern sollten. Und ich habe an so vielen Trennungsvereinbarungen und Scheidungen mitgearbeitet, dass ich mich Sweeney gewachsen fühle. Wenn wir aber absehen, dass dies vor Gericht endet, müssten wir vielleicht jemand anderen ins Spiel bringen.

Das sind die ersten guten Nachrichten, die ich heute höre. Eine Frage habe ich noch: Sollte ich in der Wohnung sein, wenn Valerie kommt und ihre Sachen holt? Am nächsten Donnerstag. Soll ich mich fernhalten? Was ist am besten?

Ich würde gerne Sweeney anrufen und ihm sagen, dass ich mit von der Partie bin und dass Sie planen, in der Wohnung zu sein, wenn Ihre Frau kommt. Warten wir ab, was er dazu meint. Vielleicht ist er strikt dagegen,

dann sollten wir eine Konfrontation vermeiden. Oder vielleicht sagt er, in dem Fall werde er Valerie begleiten. Daraufhin könnten Sie beschließen, dass Sie mich dabeihaben möchten. Übrigens muss ich Sie bitten, mir ein Mandatierungsschreiben zu unterzeichnen.

Mir recht, sagte ich. Ich erwarte Ihren Anruf und den Brief. Und jetzt muss ich schleunigst weiter.

In Wirklichkeit hatte ich alle Zeit der Welt. Ich wurde nirgendwo erwartet, aber ich wollte lieber gehen, bevor ich mitten im Büro meines Anwalts weinend zusammenbrach.

Sie kam tatsächlich mit Sweeney in die Wohnung. Um nicht ins Hintertreffen zu geraten, hatte ich Larry an meiner Seite. So waren beide Anwälte der Flut ihrer Häme und Anschuldigungen ausgesetzt. Sweeney hatte einen Stapel Klebezettel zur Hand, die Valerie an das Zeug heftete, das sie haben wollte. Als sie und Sweeney aufbrachen, sagte Larry, wir würden uns ihre Forderungen notieren und entsprechend reagieren. Das löste bei Valerie eine Sturzflut von sarkastischen Bemerkungen aus, und Sweeney machte viele Worte, die ich mir nicht anhörte.

Sie kam noch zweimal mit Sweeney in die Wohnung und einmal allein in das Haus in Bridgehampton. Bis zur Unterzeichnung der Trennungsvereinbarung ließen wir weniger als vier Wochen vergehen. Ich merkte, dass ich wenig Lust zum Widerstand hatte – wozu auch? Sie nahm einen Batzen von meinem Geld, obwohl sie mich wegen eines Mannes verließ, der acht oder zehn Jahre jünger war als sie, ein Kerl namens Louis Leblanc, bei dem sie schon eingezogen war, Eigentümer eines schicken Restaurants in Chelsea. Bald kam heraus, dass sie schon seit einer ganzen Weile mit ihm geschlafen hatte. Sie nahm sämtlichen Schmuck mit, auch die Kunstgegenstände, die ich ihr in den beinahe vierzig Jahren unserer Ehe geschenkt hatte, dazu die meisten Gemälde und Zeichnungen an den Wänden unserer Wohnung und des Hauses in Bridgehampton – außer den Porträts meiner Familie (sie sagte, beim Anblick dieser Scheißbostoner sei ihr immer schlecht geworden). Gott sei Dank besaß sie nicht die Frechheit, unsere Wohnung für sich zu verlangen

(die ich mit meinem Geld gekauft hatte, als ich von meinem letzten Auslandsposten in die Stadt versetzt wurde) oder Anspruch auf das Haus in Bridgehampton zu erheben, das ich von meiner verwitweten kinderlosen Tante Hester geerbt hatte, die auch meine Patin war.

Wie sich zeigte, bin ich einfach dumm oder nur altmodisch genug, um im Unterbewusstsein damit einverstanden zu sein, dass der Ehemann sich bis aufs letzte Hemd ausplündern lässt, unabhängig von der Schuldfrage und den Begleitumständen – Valerie hat mittlerweile nicht unerhebliche eigene Ersparnisse und dazu die Karriere gemacht, die ihr so wichtig ist. Außerdem befand ich mich in einem Schockzustand aus Fassungslosigkeit und tiefer Traurigkeit. Warum tat sie das? Weil ich ein Kadaver bin? Zugegeben, sie ist eine wohlgeformte und noch sehr hübsche Einundsechzigjährige, und ich bin vierundachtzig, aber richtig ist auch, dass ich nur zehn Pfund mehr wiege als seinerzeit im College, als ich im Squashteam spielte, dass ich fit und bei guter Gesundheit bin – abgesehen von dem kleinen Problem, dass Krebszellen sich in meiner Prostata verlustieren – und dass ich noch einen ansehnlichen Haarschopf habe. Gut meinen es diese Krebszellen offenbar nicht mit mir, aber der sehr kultivierte Urologe, der sich um meinen Intimbereich kümmert, seit ich seinen Vorgänger, einen geschwätzigen und unverschämt teuren Iren, abserviert habe, ist mit mir einig, dass wir die Sache vorläufig im Guten oder Schlechten auf sich beruhen lassen sollten. Nur umschreibt er das mit einem medizinisch und politisch korrekteren Fachausdruck. Er ist bereit, sich auf die Strategie des Watchful Waiting – des Abwartens und Beobachtens – einzulassen. Warten worauf? Dass ich an etwas anderem sterbe? Oder darauf, dass die kleinen Biester sich auf den Weg machen, um sich in meinen Knochen, meiner Leber oder weiß Gott wo sonst noch einzunisten? Wenn es so weit kommt, gönne ich mir ein Ticket erster Klasse nach Zürich. Einer meiner alten Journalistenfreunde wird eine diskrete Klinik für mich ausfindig machen, ich werde mit ihm ein ausgezeichnetes Mittagessen im »Drei Könige« einnehmen und mich dann in diese Klinik bringen lassen. Dem freundlichen Arzt dort meinen Obolus

zu zahlen und den Styx zu überqueren, wird eine Erleichterung für mich sein.

Ich habe Journalistenfreunde erwähnt. Vielleicht sollte ich das erklären. Gleich nach dem College meldete ich mich freiwillig zum Militärdienst, wie praktisch alle, die ich kannte, und diente zwei Jahre. Nach der Grundausbildung im Fort Dix in New Jersey war ich im *Supreme Headquarters Allied Powers Europe* in Fontainebleau stationiert. Dort im *SHAPE* fand ich einen Dienstverpflichteten, der im Harvard College zwei Jahrgänge über mir gewesen war. Wir freundeten uns an. Als er demobilisiert wurde, hatte ich noch ein paar Monate Dienst, und bevor er ging, sagte er, wenn ich interessiert sei, würde er versuchen, mir einen Job bei *Life* zu vermitteln, wo er vor dem Militärdienst gearbeitet habe und wohin er jetzt wieder zurückkehren werde. Ich war in der Redaktion der College-Zeitung gewesen und sehr angetan von seinem Angebot. Er hielt Wort. Einen Monat nachdem die Army mich zurück nach New York City transferiert hatte, stellte ich mich bei der Zeitschrift vor. Meine Eltern waren nicht begeistert – mein Vater, Partner bei Morgan Stanley, hatte erwartet, dass ich Ökonomie oder Jura studieren würde, und meine Mutter blies in das gleiche Horn –, aber dies war die Arbeit, auf die ich gehofft hatte. Drei Jahre später wurde das elegante neue *Time-Life*-Haus eröffnet, und ich zog Leine – jedenfalls sahen manche meiner *Life*-Kollegen das so. Aus meiner Sicht war der Wechsel zur *Time* ein unverhoffter brillanter Karrieresprung. Mein in der Schule gelerntes und in den Jahren in Fontainebleau auf Hochglanz poliertes fließendes Französisch, ergänzt durch ein gewisses natürliches Talent, wie ich ohne falsche Bescheidenheit sagen kann, bescherte mir einen Posten als Auslandskorrespondent. Während einer lebenslangen Laufbahn bei der *Time*, die mich im Zickzack durch Europa und Lateinamerika geführt hatte, war ich nacheinander Chef des Pariser und des Moskauer Büros. Als ich drei Jahre in Moskau gewesen war, bot man mir einen Posten als leitender Redakteur in New York an. Ein Jahr später wurde ich Chefredakteur. 2005 ging ich in den Ruhestand. Diesmal verließ ich wirklich ein sinkendes Schiff. Leider hatte die Zeitschrift, so wie ich sie

gekannt hatte, keine Zukunft mehr. Aber ich war dem Rat meines Vermögensverwalters gefolgt und hatte so gut wie alle Aktien der Gesellschaft, die ich nach und nach als Mitarbeiteroptionen erworben hatte, auf ihrem Höchststand verkauft. Die Erlöse machten mich zusammen mit dem, was ich von meinen Eltern und meiner Tante Hester geerbt hatte, zu einem Mann mit mehr Vermögen, als ich erwartet hatte.

Damals in den siebziger Jahren hatte Valerie in London für die *L.A. Times* gearbeitet, den Job verloren, war nach Paris gezogen und suchte händeringend Arbeit; ein Mann, der mit uns beiden befreundet war, machte uns miteinander bekannt und bat mich, ihr zu helfen. Das tat ich. Über Kollegen verschaffte ich ihr eine Teilzeitstelle bei der *Herald Tribune* im Ressort für die weniger anspruchsvollen kulturellen Ereignisse. Eins kam zum anderen. Um Klarschiff zu machen, gab ich einer Französin den Laufpass, mit der ich eine dauerhafte, sexuell hoch befriedigende und entspannte Beziehung gehabt hatte. Warum ich sie verließ? Das ist eine lange verwirrende Geschichte. Valerie war ein paar Jahre jünger als meine Freundin, zum Anbeißen süß und so herrlich amerikanisch! Ich wollte ein amerikanisches Mädchen, eine amerikanische Ehefrau haben. Unsere beiden Kinder, Roddy und Barbara, sind beide in Paris geboren. Kurz nach Barbaras Geburt richtete Valerie ihre Energie auf die französische Küche, nahm an Cordon-bleu-Kursen teil und erfand sich neu als Gourmetköchin und Kochbuchautorin, inspiriert von Julia Child. Eine wirklich sehr erfolgreiche Autorin: Ihre beiden letzten Kochbücher wurden schnell Bestseller, sie hatte eine Fernsehserie »Kochen mit Valerie« im NPR und zwei Bücher auf der Backlist, *Authentische Gerichte aus dem Périgord* und *Eine Amerikanerin kocht in Moskau Koulibiak und Borschtsch* wurden wieder aufgelegt und verkauften sich wie Fleischpiroggen. Paradox, und in meinen Augen auch undankbar, begründete sie ihren moralischen Anspruch auf einen Teil meines Kapitals damit, dass meine herausragende Stellung als Journalist anfangs die volle Anerkennung ihrer Arbeit blockiert habe, da Kritiker sie als meinen Schützling, als bloßes Anhängsel eingestuft hätten. Vielleicht ganz zu Anfang? Aber ich hätte gedacht, dass mein Einfluss, soweit davon die Rede sein kann, ihr eher die